

1. Die pagane Liebe

Die zwei Reiche

Die Liebe ist nicht, wie sich vielleicht annehmen ließe, etwas dem Menschen Ursprüngliches und Natürliches. Nicht alle Völker und Kulturen haben in ihrer Seele die Unruhe, Sehnsüchte und Begierden, die Freude und den Schmerz empfinden, die ein von Liebe durchdrungenes Leben auszeichnen. Die heutzutage stürmischste Form der Liebe, die leidenschaftliche Liebe zwischen Individuen unterschiedlichen Geschlechts, war in Griechenland noch unbekannt. In Griechenland und Rom wurde alles, was die Grenzen der Fortpflanzung oder der natürlichen Sinnlichkeit überschritt, als Krankheit, Rausch oder Wahnsinn gewertet. Die beherrschende und treibende Macht der Liebe, die zu den edelsten Handlungen in allen Lebensbereichen – vor allem das Geschlechtsleben betreffend – anspornt, ist tatsächlich ein allein unserer Kultur eigentümliches Phänomen, und sogar in dieser tritt sie erst zu einem späten Zeitpunkt auf.

Ohne Anspruch auf ethnographische und historische Genauigkeit zu erheben, scheint es sich in der Tat so zu verhalten, dass sich das geistige Umfeld, welches den Nährboden für alle Lehren über die Liebe und die Handlungen in ihrem Namen bildet, in der Völkergemeinschaft entwickelt hat, die vom Iran über Vorderindien bis zu den äußersten Grenzen der keltischen Wanderungen in Europa reichte und dabei immer die Form einer von Priestern überlieferten, religiösen Lehre annahm. Wir meinen die persischen und keltischen Mythen von

Tag und Nacht, von Licht und Finsternis, die von den orphischen Kulturen übernommen noch deutlich in Platons Lehre fortklingen sowie in den christlichen Häresien seit dem Manichäismus.

Dieses gemeinsame religiöse Substrat, das alle späteren Kulturen der Liebe hervorbringt, weist ein gleichbleibendes Schema auf. Die durch göttliche Beschaffenheit ausgezeichnete Seele ist im Körper und in den dunklen Formen der Materie gefangen. Der Fall der Seele in die Welt der vergänglichen Formen bringt notwendigerweise einen Drang nach Befreiung mit sich, eine unstillbare Sehnsucht nach Licht. Die Konkupiszenz – die fleischliche Liebe, der Hunger auf irdische Dinge – stellt sich unentwegt zwischen die Sehnsucht und ihre Befriedigung und hält die Seele in einem Kampf, der Angst und Schmerz auslöst. Auf diese Weise wird das irdische Leben zu einem fortdauernden Unglück. Allein der Tod ist dazu befähigt, uns von dem In-Sünde-geboren-Sein zu erlösen und uns der leuchtenden Einheit zurückzugeben. Daher ist das Ende des Lebens – sein Ziel und Schicksal – der Tod. Die wahre Liebe verwirft jede Art irdischer Begierde und befördert uns durch einen allmählichen Aufstieg, die progressive und willentliche Abtötung des Verlangens und der individuellen Triebe, in eine leuchtende Sphäre, in der wir durch den Verzicht auf das irdische Glück die wahrhaftige, authentische Frömmigkeit erlangen.

Folglich kommt es zu einer Spaltung der Welt in zwei entgegengesetzte Bereiche: das Reich des Lichtes und das Reich der Finsternis. Und in diesem letzteren, vergänglichen und trügerischen, ist der unstillbare Trieb verankert, der uns zum Licht hindrängt. Dieses niemals befriedigte, höchste Verlangen verwandelt die Liebe unablässig in Leid. Dem beständigen Sehnen entspricht ein dauerndes *Leiden*, das die Liebe zu Leidenschaft verkürzt. In allen Ausprägungen der abendländischen Liebe, von den banalsten Formen des täglichen Lebens

bis hin zu den größten Werken der Kunst oder der religiösen und mystischen Kontemplation, überdauert die Vorstellung von einem sehnächtigen Leben und einem befreienden Tod, von einer kranken Ohnmacht und einem seligen Schmerz, von einem Leben, das Tod ist, und einem Tod, der Leben ist, einem Glück, das erobert und einem Schmerz, der erlitten werden will, sowie einem Tod, der überwunden werden muss, damit die vollkommene Freude erfahren werden kann.

Vor diesem wirren, religiösen und praktischen Hintergrund, der noch einer systematischen Ausformung entbehrt, heben sich mit Einsetzen der reflexiven Epochen der abendländischen Kultur fest umrissene Lehren ab, deren Ziel es ist, den Sinn der dionysischen Ängste und Begierden einem rationalen Verstehen zugänglich zu machen. Davon erweisen sich zwei als ausschlaggebend, die mit Blick auf gewisse Aspekte grundlegend unterschiedliche Standpunkte vertreten: die hellenistische Theorie, die ihre vollendete Formulierung durch Platon erfährt, und die christliche, die in den Sinnsprüchen der Evangelien aufbewahrt ist und mit Augustinus ihren Höhepunkt erreicht. Beide Lehren sind teils einhellig, teils unterschiedlich und punktuell sogar unvereinbar ineinander verwoben und verzahnt; man denke an *La Vita Nuova* (Dante). Gemeinsam stellen sie die zentrale Struktur dessen dar, was wir in unserem Leben empfinden und begreifen, wenn wir das Wort Liebe aussprechen.

Im Weiteren soll es darum gehen, die genauen Unterschiede zwischen den beiden großen Liebestraditionen herauszuarbeiten und die platonische Liebe (Eros) und die christliche Liebe (Caritas) zu bestimmen. Auch soll das Liebesbewusstsein im Licht der modernen »Wissenschaft« zumindest ansatzweise bedacht werden. Dieser Unterscheidung stellen wir eine Beschreibung der Liebe voran, unter Verwendung der von beiden Traditionen bereitgestellten Hauptmerkmale. Im Sinne einer dialektischen Aufhebung geht es uns darum, hinter ihren

widersprüchlichen und unverwechselbaren Erscheinungsformen die Gemeinsamkeiten aufzuspüren. Es ist indes nicht unser Anliegen, dieses Problem, das hinsichtlich der Krise des aktuellen Denkens den Ausgangspunkt für eine neue konstruktive Philosophie darstellen könnte, an dieser Stelle erschöpfend zu behandeln. Wohl sollen die nachfolgenden Überlegungen einen Ausblick auf die Anwendungsmöglichkeiten der Theorie geben, insbesondere was die Beziehung zwischen den Geschlechtern und das Erziehungswesen anbelangt.

Vom Nichtsein zum Sein

Die gemeinhin falsch verstandene platonische Liebe gründet wie keine andere auf den orphischen und dionysischen Anschauungen, die Griechenland in Form der gemeinsamen Mythen Indiens, des Irans und der Kultformen keltischer Priester erreichten. Wie hier so ist auch die platonische Liebe Leidenschaft, eine Sehnsucht, die sich vornimmt, die Niedrigkeit und das Vergängliche des Lebens zu überwinden, und daher eine duale Struktur voraussetzt, also die Möglichkeit, von einem transitorischen, unbefriedigten Leben zu einem ausgefüllten, frommen Leben zu gelangen.

Worin genau besteht diese platonische Liebe, die der hellenischen Metaphysik so tiefgründig innewohnt, von dieser an die griechisch-romanische Welt weitergegeben wird und zu einem Großteil die christliche Zivilisation beherrscht?

Um die Liebe in eine Doktrin zu verwandeln, war es notwendig, die lyrisch-religiöse Sehnsucht durch ein Gebäude klar abgegrenzter Ideen abzulösen und die Funktion der Liebe mit dem individuellen und kollektiven menschlichen Leben sowie der gesamten Evolution des Kosmos auf rationale Weise in Einklang zu bringen, d. h. eine Philosophie auszuarbeiten. Erst die genaue Verortung des Menschen und seiner Stellung

in der Welt, und der ganzen Welt in Bezug auf das Leben und das menschliche Schicksal, ermöglichte eine Ergründung der radikalen Funktion der Liebe.

In unserem konkreten Fall gilt es einerseits, die Ursache für die ewige Unzufriedenheit des Menschen auf Erden zu erfahren sowie für die grenzenlose Sehnsucht, die ihn über sich selbst und die Wirklichkeit, die ihn umgibt, hinausführt. Andererseits wollen wir wissen, was die rationale Grundlage dieser Sehnsucht ist, und warum dieses Sehnen keine eitle Chimäre, sondern eine rühmliche Wirklichkeit darstellt.

Was bringt uns an der täglichen Wirklichkeit zur Ver zweiflung und wirft uns ständig über sie hinaus? Warum versucht der Mensch vor ihrer Gegenwart zu fliehen und sich in eine grenzenlose Zukunft zu versetzen, in eine Ewigkeit, die seine Gegenwart lenken und seine Zukunft bestimmen soll?

Unsere Umwelt, auf die die Tätigkeiten unseres Lebens gerichtet sind, ist in ihrer polyfonen und chromatischen Wirklichkeit steter Wandel. In keinem Augenblick ist es uns möglich, auch nur ein Bruchstück von ihr zu erhaschen, geschweige denn ihre Totalität, oder sie ganz in unseren Griff zu bekommen. Bei dem Versuch, sie zu ergreifen, zerrinnt sie wie Wasser in einem Sieb. Alles verändert sich, endet und vergeht. Mit unserer Geburt beginnt unser Tod, und unser Tod ist der Beginn unserer Geburt. Im Leben liegt der Tod und im Tod das Leben (*Phaidon*).

Allmählich, von Sekunde zu Sekunde wandeln und nuancieren sich die Farben, sogar ein und dieselbe Farbe ist in keinem Augenblick sich selbst gleich. Wenn wir neben ein weißes Blatt Papier eine Schneeflocke oder ein Stück weißen Stoff legen, verschwindet das Weiß. Das eine wird grau, das andere gelblich, das dritte bläulich. Keines der Dinge ist mehr vollkommen weiß, sondern mehr oder weniger weiß, und damit sind sie es eigentlich nicht mehr. Und was dem Weiß widerfährt, geschieht jeder beliebigen Farbe. Jede Farbe löst sich in

Gegenwart einer anderen auf. »Die Farben entstellen sich.« Nirgendwo finden wir etwas, das sich als vollständig weiß oder schwarz, grün oder orange beschreiben ließe. Nicht nur die Farbe, die ganze Wirklichkeit der Welt verliert ihr authentisches Wesen in Gegenwart einer anderen ähnlichen Wirklichkeit. Das Große ist nur groß im Vergleich mit dem Kleinen. Neben dem Riesigen wird das Große klein, und das Kleine wird groß neben dem Winzigen. Und da die Reihe der Größenordnungen unendlich ist, vermögen wir von nichts mit Präzision zu sagen, dass es groß oder klein sei, hoch oder niedrig, gerade oder schief. Geschweige denn gerecht oder ungerecht, schön oder hässlich, würdig oder unwürdig, treu oder untreu. Nichts ist in sich und durch sich. Alles ist außer sich. Alles ist flüchtig, vergänglich, endlich, ephemer.

Wie soll man in einer so ausgerichteten Welt leben und der Existenz Sinn geben? Wo immer man den Fuß aufsetzen möchte, entzieht sich einem der Boden. Wer im Leben eine Stütze sucht, die seine restlose vertrauensvolle Hingabe verdient, der findet sie nicht in dieser Welt. Die Dinge enttäuschen uns. Sie geben sich als weiß, hoch, schön, gerecht oder ungerecht aus und sind es in Wahrheit nicht. Wenn sie zu uns Ja sagen, meinen sie Nein. Nicht einmal ihrer Verneinung können wir trauen, weil auch in ihrer Verneinung eine heimliche Bejahung steckt. Sie offenbaren uns weder ein Sein noch ein Nichtsein. Sie sind ein Sein, das nicht ist, und ein Nichtsein, das ist. Ihre Existenz ist verhüllt und unfassbar. Nirgends fasst unser Fuß sicheren Boden.

In Anbetracht dieser Sachlage und bedingt durch die unausweichlichen Notwendigkeiten des menschlichen Verstandes wird zuerst dem von den sokratischen Lehren und ebenso von der alten Tradition des griechischen Denkens beeinflussten Platon klar, dass, auch wenn die Dinge und die Personen sich verändern, in eben diesem Wandel der Ansatz zu ihrer Vollkommenheit liegt. Durch die flüchtigen Schatten bricht

das Licht. Wenn der vergängliche Glanz nicht etwas Beständiges durchblicken ließe, wäre es sinnlos, Worte auszusprechen und ihnen eine Bedeutung beizumessen. Die Sprache setzt voraus, dass wenn ich Ja sage, Ja meine, und bei Nein Nein. Da wir miteinander sprechen, uns verstehen und in einer Bedeutung übereinstimmen, über das Gespräch zueinanderfinden und wissen, was wir sagen, die Wahrheit von der Lüge scheiden und richtig von falsch, ist klar, dass im Wort das Licht verborgen liegt und »das Licht in der Finsternis leuchtet«.

Platon nannte die subtilen Einheiten, die uns das Sprechen ermöglichen und dazu verhelfen, Wort und Bedeutung zusammenzuhalten, Visionen – Ideen. Der Mensch besitzt die Fähigkeit, Ideen – Visionen zu haben. Doch der Visionär – wie auch der Künstler, der Wissenschaftler oder der Prophet – wird erst zum Seher, wenn er tatsächlich hinter den trügerischen Erscheinungen die unveränderlichen Notwendigkeiten erblickt, wenn die Ideen über die vergänglichen Erscheinungen hinaus über eine ewige Wirklichkeit verfügen, und wenn die vergänglichen Erscheinungen mehr oder weniger den Ideen ähneln. Ich kann nur wahrhaftig etwas als weiß, schön, hässlich, gerecht oder ungerecht bezeichnen – ohne dass es in Wirklichkeit diese Qualitäten in erschöpfendem Sinne besitzt –, wenn ich von vorneherein weiß, was das Weiße, die Schönheit, die Gerechtigkeit an sich sind, und zudem eine Ähnlichkeit zwischen ihnen und dem wahrnehme, was die Erscheinungen der Welt mir vermitteln.

Das setzt einerseits ein Lichtreich voraus, in dem die Ideen in ihrer ganzen Reinheit leuchten, und andererseits eine Verbindung zwischen diesem Reich und den vergänglichen Wirklichkeiten, in denen sich das Leben abspielt. Daraus folgt, dass die weltlichen Dinge, die vom Standpunkt der Vollkommenheit aus betrachtet nichts sind, in gewissem Sinne doch etwas sind. Nichts ist weiß, aber die weißen Dinge sind mehr oder weniger weiß; nichts ist schön, aber die schönen Dinge

sind mehr oder weniger schön; nichts ist gerecht, aber die gerechten Taten sind mehr oder weniger gerecht. Denn wären sie es überhaupt nicht, dann ließe sich auch nicht sagen, dass sie es überhaupt sind. Das Weiße will ganz weiß sein, das Gerechte gerecht, das Schöne schön, ohne dass sie es jemals ganz sind. Die weltlichen Dinge erlangen ihre Wirklichkeit und ihren Wert, weil sie immer das sein wollen, ohne es jemals zu sein, was die Ideen auf immer sind. Indem ich auf die Dinge das Maß der Ideen anwende, nach deren Vollkommenheit jene streben, beurteile und bewerte ich sie gemäß ihrem eigenen Maßstab. Sie sind, was sie sind, in dem Maße, wie es ihnen gelingt, so zu werden. Eine gerechte Tat ist in dem Maße gerecht, wie sie die Gerechtigkeit zu verwirklichen vermag. Ein Mensch ist erst wahrhaftig ein Mensch in dem Maße, wie es ihm gelingt, seine Menschlichkeit umzusetzen. In jeder Wirklichkeit liegt verhüllt das Bild ihres eigenen Seins enthalten. Ihr Sein ist ihr auferlegt wie ein Wunsch und eine Pflicht. In der Fülle des eigenen Seins liegt die eigene Perfektion. Hier erlangt der Spruch des delphischen Orakels – »Erkenne dich selbst« – seine volle Bedeutung. Dennoch: Da der Mensch zum einen die unbefriedigende Erfahrung von Erscheinungen macht, die ihn betören und betrügen, und zum anderen die präzise Vision einer Wirklichkeit hat, die ihn erleuchtet und beunruhigt, ist es nur allzu verständlich, dass in einem Leben, das sich der Auflösung im Nichtsein ausgesetzt sieht, die menschliche Existenz nach einer leuchtenden Vollkommenheit strebt, die schon im Leben, aber vor allem nach dem Tod mit der Fülle des Seins die Rettung bringt. Dieses Bestreben, das nicht auf der Verneinung des Vergänglichen noch auf dem Besitz des Dauerhaften gründet, sondern auf der kontinuierlichen Sehnsucht alles Vergänglichen nach Ewigkeit, nennt Platon Liebe.

Die platonische Liebe

Der im *Phaidros* und im *Gastmahl* geläuterte und zur Theorie erhobene hellenische Eros wird zu einem Schlüsselement bei der Gestaltung der Welt. Dafür muss eine erste Bedingung erfüllt sein. Das unstillbare Sehnen geht von einem Ziel aus, auf das es zusteuert. Bei Platon ist es die höchste Form der Schönheit; bei Aristoteles das reine Denken, die unbewegte Vernunft, die sich selbst denkt – *Noesis noeseos*. Bei beiden ist es die absolute Perfektion in der absoluten Ewigkeit.

Zwischen der höchsten Einheit des Seins und seiner Verneinung im reinen Nichtsein ist jedoch ein dritter Begriff nötig, ein Mittler, der als Verbindungsglied fungiert. Das ist die Wirklichkeit unserer Welt, das Reich von Werden und Vergehen, von Leben und Tod, in dem alles schon irgendwie etwas ist, aber bedingt durch seine Vergänglichkeit zugleich die stete Verneinung von dem ist, was es ist.

Allein in der werdenden Vielheit, in der Bewegung und im Wandel ist Liebe möglich. Ohne die Bewegung, die das Nichtsein pausenlos ins Sein bringt und das Sein ins Nichtsein stürzt, ist kein Verlangen möglich, noch Sehnsucht oder Bestreben.

Zur Liebe befähigt ist allein ein Seiendes, das zwar schon irgendwie etwas ist, aber danach strebt, sein Sein zu ändern, sich in etwas Höheres zu verwandeln.

Laut Diotima ist Eros kein Gott, wie es die Gesprächspartner im *Gastmahl* behaupten. Als Sohn des Reichtums und der Armut ist er weder Gott noch Mensch. Er ist weder vollkommen reich, denn in diesem Fall würde er schon nach nichts mehr streben, noch vollkommen arm, da die vollkommene Bedürftigkeit die vollkommene Unfruchtbarkeit ist. Weil er schon über etwas verfügt, will er alles besitzen und aus dem dürftigen Leben ein erfülltes Leben machen. Eros ist nicht in der vollkommenen Ewigkeit noch in der vollkommenen Bewe-

gung. Er ist die Bewegung, die Ewigkeit werden will. Er ist weder Gott noch Mensch, sondern ein Dämon – ein Bote, der die Menschen mit Gott in Verbindung bringt.

Die Liebe ist eine dialektische Macht. Sie beruht auf einem intrinsischen Widerspruch, den sie unentwegt zu überwinden sucht. Durch ihre Bemühung ermöglicht sie es den niederen Formen, zum Rang der höheren Formen aufzusteigen, und das, was weniger Sein und weniger Wert besitzt, wird durch sie zur Fülle des Seins und damit zur Perfektion finden.

Daher die aufsteigenden Stufen der Liebe. Diese Skala verkörpert das Modell aller späteren Skalen der Liebe und Mystik. Als stetes Streben und asketischer Verzicht ist die Liebe eine Manie, ein Delirium, und mit ihr verbunden ist ein konfuser Sinnen- und Vernunfttausch, der letztendlich zur Offenbarung eines Mysteriums führt: der Enthüllung der Idee von der Schönheit, die sich, zusammen mit der Idee vom Guten und der Wahrheit, mit der höchsten Einheit des Seins verbindet. Dieser göttliche Rausch oder Wahnsinn, die höchste Vernunft, entspringt der Gottheit und führt unsere Seele hinauf zu Gott. Mit Fug und Recht lässt er sich als Enthusiasmus – göttliche Inbesitznahme – bezeichnen, da unser vergängliches Wesen durch ihn an der Gottheit teilhat.

Von der reinen, fließenden und chaotischen Bewegung bis zur Form des Logos führen eine Reihe von läuternden Stationen zur letzten Offenbarung. Jede Art von Liebe gründet auf dem dionysischen und begehrliehen Trieb, der die Wurzel des Lebens ist; dem Drang und Hunger nach schönen Körpern. Durch die Liebe ist die Schönheit in ihrer elementarsten Form schon Fortpflanzung und Fruchtbarkeit. Diese erste Stufe der Liebe, die den Menschen und Tieren gemein ist, strebt zwar nach Fortdauer und Unsterblichkeit, dennoch zergeht und verliert sie sich im unbestimmten Werden von Leben und Tod. Jede Fortpflanzung führt zum Tod. Das gezeugte Wesen ist zugleich Verlängerung und Verneinung des Erzeugers. Aber in

allen und jedem einzelnen der schönen Körper liegt implizit die Form der Schönheit vor. Die generische Schönheit, an der sie teilhaben und durch die sie sind, was sie sind, kommt durch die zeitlichen Veränderungen in ihrer unbewegten Reinheit zum Vorschein. In jedem Körper erkennt die Seele die Form der Schönheit, die ihm unterliegt. Das Ewige offenbart sich im Glanz des Vergänglichen. Schöne Körper werden geboren, leben und sterben. Die ihnen zugrunde liegende Schönheit bewahrt ihre Identität. Die Bemühung, die darin besteht, dass die Seele vom unstillbaren Hunger nach schönen Körpern zur inkorruptiblen Einheit ihrer *Form* gelangt, stellt den zweiten Grad der erotischen Läuterung dar.

Gleichwohl findet der unstillbare Eros keine Ruhe in dieser noch an die Niedrigkeiten der empirischen Wirklichkeit gebundenen Allgemeinheit. Von der Kontemplation der schönen Körper und der unvergänglichen Schönheit, die in ihrer Zeitlichkeit enthalten ist, geht er über zur geistigen Liebe der Personen und misst der Seelenschönheit einen höheren Wert und eine höhere Wirklichkeit zu. Wenn eine schöne Seele einen unscheinbaren Körper bewohnt, tritt die körperliche Schönheit an zweite Stelle. Der Blick richtet sich auf »das weite Meer des Schönen, und in seiner Betrachtung bringt er eine Vielfalt schöner Reden und Gedanken hervor, die dem unstillbaren Streben nach Weisheit entspringen« (*Gastmahl*).

Der weiterhin unbefriedigte und mit seiner in der ersten Aufstiegsphase erworbenen Macht und Größe erfüllte Eros findet in den individuellen Geistern noch etwas, das teilhat am unendlichen Werden. In ihnen und durch sie erscheint schließlich die ewige Schönheit, nach der die Liebe ununterbrochen strebt. »Wer bis hierher geleitet worden ist, indem er in richtiger Folge und Art das viele Schöne betrachtete, der wird endlich, am Ziel dieses Wegs angelangt, ein Schönes von wunderbarer Natur erblicken, und dies ist gerade der Grund für alle früheren Mühen. Es ist von ewiger Schönheit, die we-

der wird noch vergeht, weder zunimmt noch abnimmt, die nicht von der einen Seite betrachtet schön, von der anderen aber hässlich ist. Diese Schönheit hängt nicht von der Person ab, die sie betrachtet, deren Zeit, Bezug, Ort oder persönlichen Umständen. Sie stellt sich nicht mit dem dar, was zum Körper gehört, noch als Rede oder Erkenntnis, noch als etwas, das einem Einzelwesen ist auf der Erde oder im Weltraum oder anderswo, sondern als rein in sich und für sich und ewig sich selbst gleich. Alles andere Schöne gründet auf ihr und hat teil an ihr, ohne dass das Werden und Vergehen von diesem ihr schädlich wäre oder sie irgendwie beeinträchtigen könnte. Wer bei seinem Aufstieg das Urschöne selbst zu erblicken beginnt, der dürfte seinem Ziel ziemlich nahegekommen sein« (*Gastmahl*).

Die ewige Schönheit zeigt sich uns hier als der eigentliche Motor aller Dinge, die werden und sich verändern. Einmütig strebt alles unermüdlich nach ihr. Eros ist Drahtzieher und Anstifter von alledem, was zum Bereich des geistigen Lebens gehört. Die liebende Sehnsucht sucht und findet in der Wirklichkeit die Ideen, die sie bestimmen und verdeutlichen. Durch sie und in ihr wird uns die Schönheit gegenwärtig, und indem sie sich von ihrem unwandelbaren Standort auf die Vielheit der Dinge projiziert, bringt sie nach und nach das ursprüngliche Chaos in eine kosmische Ordnung. Das ist die Funktion der Wissenschaft.

Das Ziel der Liebe ist daher nicht die Person. Die Person, der individuelle Geist, verkörpert noch eine Zwischenstufe – eine dämonische Wirklichkeit, keinen Gott. Sie ist kein Selbstzweck, sondern ein Weg, um zu einem Ziel zu gelangen. Die reine Schönheit, in ihrer unpersönlichen und unbewegten Wirklichkeit, ist das letzte Ziel jeden Strebens. Von der dionysischen Energie haben wir uns zur Ausgewogenheit Apollons aufgeschwungen. Die angestrebte Ewigkeit findet sich nicht in den weltlichen Dingen noch im begehrenden Wesen der Per-

sonen, sondern im unveränderlichen Rahmenwerk der Ideen und, schlussendlich, in der höchsten Idee, die dem Kosmos Einheit und Würde verleiht. Wegen des Dämons der Liebe sucht der Mensch die Anbindung an die höchsten Sphären, stellt sich bedingungslos in ihren Dienst und findet in ihrer Betrachtung die Möglichkeit der Mitwirkung an der Ewigkeit. Das ist das Schema der erotischen Dynamik in den platonischen Dialogen.

Der kosmogonische Eros

Was in Platon die Schaffenskraft des geistigen Lebens ist, anhand derer der Mensch sich in seinem Werk verewigt, eine apollinische Kultur und eine geistige Objektivität hervorbringt, wird bei Aristoteles und sogar noch in Platons *Timaios* zum Zentralnerv der kosmischen Struktur und zum Urquell jeder wahren Schöpfung. Beim repräsentativsten der hellenischen Denker bekommt die Liebe eine ontologische Funktion. »Gott bewegt die Sonne und alle Gestirne durch die Macht der Liebe.«

Man darf nicht vergessen, dass die schöpferische Bewegung in einer endlichen, begrenzten Welt stattfindet. Diese typisch hellenische Auffassung steht in diametralem Gegensatz zu den Denkgewohnheiten des modernen Menschen. Das griechische Universum ist zurechtgeschnitten; es besteht aus präzise abgezielten Teilen, die sich in Linien, Flächen und Grundrissen gliedern; es ist architektonisch und fast einer Skulptur vergleichbar. Alles reflektiert sich im Rahmen einer dynamischen Architektur. Und innerhalb dieser ist jede Begrenztheit Fülle, jede Definition Bereicherung und Perfektion. Der Logos dringt ein in das Chaos des Unbestimmten, trennt, begrenzt und bestimmt. Vermittels der Definition treten die individuellen Umrisse der Dinge hervor, erhält die zahllose

Mannigfaltigkeit der konkreten Wirklichkeiten einen Körper und schwebt fruchtbar über der Dunkelheit des Nichts. Wenn wir die Grenzen aufheben, bricht die Wirklichkeit aus ihren Angeln und löst sich auf. Ein Sein ohne Grenzen – *Apeiron* – ist die reine Irrationalität. Es ist schier undenkbar, unvorstellbar. Es ist der schöpferischen Tätigkeit der Dialektik feindlich und muss geradewegs ins Chaos führen, wo es sich auflöst.

Die Bewegung in allen ihren Formen ist – innerhalb der Grenzen der Wirklichkeit – das Produkt der erotischen Anziehungskraft. Entgegen der modernen Physik, die sie auf die Feststellung einer korrelativen Positionsveränderung zweier Körper in der Überlagerung von Raum und Zeit verkürzt, erkennt die aristotelische Kosmologie in der Bewegung eine wesentlich schöpferische Wirklichkeit, eine Hervorbringerin von Wirklichkeiten.¹

Eine unbelebte Wirklichkeit bzw. ein Raum von unbestimmten Ausmaßen ist unvorstellbar. Es gibt kein Seiendes, dem die Bewegung oder die Ruhe, bzw. die Richtung der Bewegung gleichgültig wäre. Jeder Ort besitzt eine spezifische Beschaffenheit, jedes Sein den ihm angemessenen Platz. Alles, was sich nicht an seinem Ort befindet, strebt mit aller Macht danach, diesen zu erreichen. Und weil die Vollendung des Seins an höchster Stelle steht, ist der Kosmos in seiner gesamten Wirklichkeit als eine hierarchische Reihe übereinandergelagerter Schichten aufgebaut, von der jede einzelne im Hinblick auf die vorangehende die Fülle und Perfektion darstellt, d. h. eine anziehende treibende Kraft, einen Motor. Das Niedrigste strebt nach dem Höchsten und wird durch die unwiderstehliche Macht der Liebe zu diesem hingezogen.

¹ Wie man weiß, unterscheidet Aristoteles verschiedene Bewegungsarten in engem Bezug zu den Kategorien des Seienden. Die Bewegung ist der Schritt des Seienden von einem Gegensatz zum anderen, und die lokale Bewegung oder Umwandlung ist davon nur ein Sonderfall, nämlich der korrelative Wechsel zur Kategorie des Ortes. (*Physik* VI und VII)

Die erste und unterste der Sphären stellt der irdische Raum dar, in dem die Bewegung und die jeweilige Position der Dinge von der vielfachen Verknüpfung der vier Elemente und der Energie der Formen abhängen. Die jeweilige Vorherrschaft dieser Elemente und ihr Dichteunterschied setzt eine Reihe von Attraktionen und Repulsionen in Gang und rückt jedes Ding auf seinen natürlichen Platz. Die Dinge wechseln den Ort, werden und wandeln sich, aber nicht aufgrund der Unbewegtheit, die nach Aristoteles ein reiner Widerspruch wäre, sondern bedingt durch die Anziehungskraft, die der ihnen bestimmte Ort auf sie ausübt, und der Interferenzen und Hindernisse, die sie auf ihrem Weg dorthin überwinden müssen. Solcherart ist die erste Form der erotischen Anziehung. Der hl. Thomas nennt sie *appetitus*, einen natürlichen, sensitiven Trieb. Jede Bewegung ist Drang, Streben, Begehren. Alles, was sich von seinem Platz entfernt, ist bestrebt, wieder an ihn zurückzukehren, und erst, wenn es ihn wieder eingenommen hat, vermag es Ruhe zu finden.

Kurz, jede Bewegung hat eine Ursache. Nichts bewegt sich, ohne bewegt zu werden. Die Materie ist reine Passivität. Alle Bewegungen der irdischen Sphäre werden von der Anziehung ausgelöst, die der Himmel der Fixsterne durch die Sonnenbewegung auf sie ausübt. Die Bewegung der Sonne wirft ihre anziehende Strahlung auf die Erde. Durch sie werden alle Veränderungen auf dieser unfertigen verstörten Welt eingeleitet: Geburt und Tod, Fortpflanzung und Verfall. Das Begehren, das die weltlichen Dinge zur Suche nach ihrem natürlichen Ort antreibt, ist in Wirklichkeit der Reflex einer höheren Anziehung, nämlich der Anziehung der übernatürlichen Räume, in denen es schon nicht mehr Hoch und Niedrig, Leicht und Schwer, Trocken und Feucht gibt, sowenig wie Unvollkommenheit oder Unreinheit. Dabei handelt es sich um das Reich des Übernatürlichen, das von der Vernunft regiert wird. Die Sterne besitzen Verstand und führen ihre Bewegungen gemäß

rationalen Gesetzen aus. Anhand von Zahl und Maß bestimmen die geometrischen Verflechtungen die Perfektion ihrer kreisförmigen Bewegung.

Die Bewegung der Sphären geht zudem auf die erotische Anziehung zurück. Die Liebe bewegt die Sterne. Jede Bewegung ist das Kennzeichen von Unvollkommenheit. Bewegung ist Streben, und Streben ist Mangel. Die Ausgewogenheit und Harmonie ihrer Bewegung ist das Merkmal der höchsten Liebe.

Die Sterne streben nach höchster Vollendung, und um diese kreisen sie. Ihr Zentrum ist das reine Denken, die reine Gegenwart, die vollendete Aktualität, ohne den kleinsten Rest verstörter Virtualität. Angefüllt mit Logos imitieren und spiegeln die Sterne in ihrer harmonischen Bewegung die unerschütterliche Ruhe der Vernunft.

Die göttliche Wirklichkeit des reinen Denkens – *Noesis noeseos* – ist Motor und Antrieb für jede Art von Wirklichkeit und Beweglichkeit. Seine Perfektion verhindert jegliches Streben. Der höchste Motor ist *per definitionem* unbewegt. Jeder Wandel vollzieht sich in der Zeit. Über der Zeit steht die Ewigkeit.

Eros erzeugt das Sein. Jeder Schritt vom Nichtsein zum Sein, vom potenziell Seienden zum aktuell Seienden, vom Niedrigen zum Höchsten wird durch die Anziehungskraft der höchsten Schichten der Existenz bewirkt. Die gesamte Struktur des Kosmos entsteht aus dieser Hierarchie von Bezogenheiten. Die Fülle des Seins, die zugleich Fülle der Schönheit, der Vortrefflichkeit und des Guten ist, wird zur Idee und zum höchsten Zweck, zum Anziehungspunkt des ganzen Universums. Nach ihrem Beispiel stellen sich die Formen in den Dienst der Formen und die Zwecke in den Dienst der Zwecke. Zwischen dem reinen Urchaos, dem zufolge alles auf reine Latenz zurückzuführen wäre – unablässiges Streben, Möglichkeit ohne Wirklichkeit –, und der reinen Idee – volle, leuchten-

de Aktualität – ist das Universum ein durch den erotischen Antrieb belebter Organismus. Der aufsteigende Fortschritt der Wesen ist nichts anderes als die allmähliche Durchdringung der unförmigen Materie durch den Logos und wird vorangetrieben und erreicht durch eine liebende Bewegung. Eros ist das ewige Drängen der Dinge auf die Gottheit zu. Als ordnende und bildende Kraft wirft er die Wirklichkeit auf eine zunehmend vollendete Struktur, die vermöge der mathematischen Ordnung der Sphären in der Einheit des ordnenden Denkens mündet. Daher Averroes' Aristotelesauslegung und sein Begriff von der ewigen Materie. Der physische Kosmos, das ewige Streben, ist die Ewigkeit in der Zeitlichkeit.

Eros und Logos sind korrelative Aspekte derselben Wirklichkeit. Die Liebe fördert die Erkenntnis. Die Erkenntnis entspringt dem erotischen Trieb und bemächtigt sich im dialektischen Aufstieg der Wesenheiten, die die Wirklichkeit bilden. In der ontologischen Ordnung hingegen nimmt der Logos den ersten Platz ein. Das erotische Delirium ist ewiges Unbefriedigtsein, ist Mittler und ständiges Mittel im Dienst eines noch nicht erreichten Ziels. Das logische Wesen ist das alleinige Ziel. Eros ist ein großer Dämon. Der Logos identifiziert sich mit der Gottheit.

Aus dem Gesagten folgt, dass die Liebe grundsätzlich von Gott ausgeschlossen bleibt. Gott ist weder erotisch noch ist er Philosoph. Da er alles besitzt, begehrt er nichts. Seine absolute Vollkommenheit schließt ein Streben aus. Es ist nicht möglich, zu behaupten, dass die Welt das Werk der göttlichen Liebe, geschweige denn die Berechnung des göttlichen Verstandes ist. Der Gedanke, dass Gott die Kreaturen liebt, ist widersprüchlich und entbehrt daher jeglichen Sinns. Gott bewirkt die Liebe. Seine Anziehungskraft ist unübertroffen. Weder liebt er, noch kann er lieben. Er entfacht allein die Liebe.

So verstanden schließt die Liebe grundsätzlich die Barmherzigkeit, das Mitleid und die Sympathie aus, denn diese ste-

hen ihrer aufsteigenden Bewegung entgegen. Gegenüber ihrer konstruktiven Macht sind diese abwärtsgewandten Bewegungen zersetzende Kräfte, Phänomene kosmischer Zerstörung, verwirrend und chaotisch. Die bisherigen Ausführungen gipfeln in einem tiefen Widerspruch. Die unentwegt strebende Welt, die niemals befriedigt ist und durch ein Delirium bewegt wird, das in der Offenbarung eines Mysteriums gipfelt, ist in sich selbst statisch. Sie bewegt sich nicht. Sie wird bewegt. Sie ist nicht aktiv, sondern passiv; nicht autonom, sondern fremdbestimmt. Sie ist das Reich der Leidenschaften. Anziehend und machtvoll ist einzig und allein der ewige Gleichmut. Der unbewegte Beweger, frei von jeder Leidenschaft, ist reine Aktivität. Als Quell des Dynamismus schreibt er allem sein Gesetz vor.